

Am Judentum baut sich Kafka auf, an ihm verwirft er sich. Hier ist er Karl Kraus überlegen, der das Judentum in seiner Jugend hinter sich ließ und dem das „offene System“ seiner Gedankenwelt erst kurz vor dem Tode unter dem antimoralischen Druck Hitlers erlaubte und gebot, sich frei zum Judentum zu bekennen, dem er entwachsen war, obwohl er immer im Namen des Judentums sprach, wenn er das Schärfste gegen die Juden seiner Zeit sagte“ (S. 207 f.). Allein schon um dieser zum Nachdenken zwingenden Sätze willen verdient das Buch von Werner Kraft, gründlich gelesen zu werden. Doch darüber hinaus gibt es noch vieles Weiteres, das zum Lesen einlädt. Werner Kraft war mit Walter Benjamin¹ befreundet, der sich ebenfalls mit Kafkas Werk beschäftigt hat. Werner Kraft nimmt in seinen Anmerkungen dazu Stellung. Wenn F. Beissner seinen Spott über die zahllosen Kafkadeutungen ausgießt, dann repliziert der Verf. mit dem Hinweis darauf, wie Benjamin arbeitete. „Benjamin richtet den Blick auf Einzelnes, um Erstaunliches zu gewahren“ (S. 213). Unter anderem geht der Verf. auf die vielumstrittene Frage ein, ob es Christliches bei Kafka gebe. Er bestätigt, daß es eindeutig christliche Motive bei ihm gibt, macht aber darauf aufmerksam, daß diese neben anderen stehen, die mit dem Christentum nichts zu tun haben. Eine einlinige Interpretation würde daher fehlgehen. Die Mehrdeutigkeit Kafkas erzwingt den wiederholten Ansatz zur Neuinterpretation. Dazu hat Werner Kraft mit dem kleinen Band der Bibliothek Suhrkamp einen gewichtigen Beitrag geleistet.

W. E.

BERNARD MALAMUD: Der Fixer. Roman. Aus dem Amerikanischen von Herta Haas. Köln 1968. Kiepenheuer & Witsch. 361 Seiten.

Bernard Malamud, einer der bedeutendsten Erzähler der USA, schildert gerne die Welt der kleinen Leute, um am scheinbar Zufälligen das Schicksalhafte darzustellen. Zu seinem 1966 veröffentlichten Roman „Der Fixer“, der jetzt auch in deutscher Übersetzung vorliegt, wurde er durch den Ritualmordprozeß angeregt, der gegen Mendel Beilis (1874–1934) geführt wurde. Nach zweijähriger Prozeßdauer wurde Beilis schließlich am 13. April 1913 freigesprochen. Sein Prozeß hatte die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit erregt, Schriftsteller und Geistliche traten für ihn ein. Nach seinem Freispruch wanderte Beilis zunächst nach Erez Israel, später in die USA aus. Das Verhängnis des Prozesses, die Aussichtslosigkeit oder Fast-Aussichtslosigkeit, die Mauer der Vorurteile zu durchbrechen, hat Bernard Malamud zum Gegenstand seines Romans gemacht. Den Prozeß erleidet ein Fixer. Mit diesem Wort ist ein Gelegenheitsarbeiter gemeint. Der Fixer nimmt jede Arbeit an, die sich ihm bietet, sofern sich ihm nur eine Arbeit bietet, wirkt als Glaser und Klempner. Aber das Städtle hat ihm nur wenig Arbeit, noch weniger Nahrung zu bieten: Darum zieht er nach Kiew, einer Stadt, die ihm zum Verhängnis werden soll. Mit dem Ausgeliefertsein an das Verhängnis, mit dem Hinnehmenmüssen einer passiven Rolle setzt der Roman bezeichnenderweise ein: „Von dem kleinen, kreuzförmig unterteilten Fenster seines Zimmers über dem Stall der Ziegelei sah Jakow Bok (das ist

der Fixer) in der Frühe dieses Morgens etliche Leute in ihren langen Mänteln irgendwohin laufen, alle in dieselbe Richtung. Weh is' mir, dachte er beunruhigt, irgend etwas Schlimmes ist geschehen.“ So lauten die beiden ersten Sätze. Alles schlägt dem Fixer zu seinem Unglück aus, auch das scheinbare Glück erweist sich immer wieder zuletzt doch als ein Unglück, bis das Netz der Indizien sich um ihn zusammengezogen hat. Den Fixer trifft sein Schicksal um so härter, als er sich glaubensmäßig nicht mehr an sein Judesein gebunden fühlt. Er bezeichnet sich selbst als einen Freigeist. Aber er muß erfahren, daß das seine Umwelt wenig beeindruckt. Der Prozeß ist für ihn eine Leidens- und Läuterungszeit. Der Fixer bleibt sich selbst treu, eine Selbstbezeichnung wider sein besseres Wissen kann ihm nicht abgerungen werden. So bleibt er doch der Stärkere, auch wenn das Ende des Prozesses im Roman offenbleibt.

W. E.

ALFRED NEUMEYER: Lichter und Schatten. Eine Jugend in Deutschland. München 1967. Prestel-Verlag. 300 Seiten.

Ein bezauberndes Buch! Vielleicht erwartet der Leser zunächst nur die Erinnerungen eines Deutschen aus hochgebildetem und kultiviertem Hause, den die Hitler-Zeit dazu nötigte, sich eine neue Heimat im fernen Kalifornien zu suchen. Diese Erwartung wird erfüllt, aber sie wird in mehr als einer Hinsicht weit übertroffen, ja das Wertvollste und Großartigste an den Aufzeichnungen des etwa siebzigjährigen Verfassers ist damit noch gar nicht bezeichnet. Es liegt vor allem im Bereich des Künstlerischen, der Sprache, der Deutung dessen, was Alfred Neumeyer erlebt und erfahren hat. „Schmerzlose Liebe erfüllt mich“, heißt es einmal bei ihm, „und prüfendes Verstehen“. In der Tat spricht eine wunderbare Überlegenheit aus diesen Seiten; von schwerem eigenem Erleben wird nur am Rande, von demjenigen nächster Angehöriger gar nicht gesprochen. Statt dessen erfahren wir unendlich viel und Wesentliches von allgemeinen, uns alle angehenden und tief berührenden Dingen, von Entwicklungen, die auch manche von uns mitgemacht, von Menschen, die auch uns etwas bedeutet, von Stätten, die auch wir geliebt haben. Das Kapitel „Schule, Schüler, Lehrer“ ist ebenso meisterhaft, wie dasjenige „Masse und Gruppe“. Allgemeingültiges aussagt, soziologische Tatsachen, politische Wahrheiten, etwa über die Rolle der bündischen Jugendbewegung, nationaler oder militärischer Ideen und Kreise, denen der Autor nahestand oder angehörte.

Als Sohn eines hoch angesehenen juristischen Ordinariums der Münchener Universität herangewachsen und ganz uneingeschränkt in bayrisches und preußisch-deutsches Staatsbewußtsein Bismarckscher Prägung integriert, erlebte er die Religion als Kind zunächst nur durch die Vermittlung katholischer Dienstmädchen und eines nicht ohne Humor, aber liebevoll gezeichneten Großvaters, der fest im Judentum wurzelte, gewann jedoch mit den Jahren eine aufrichtige Verehrung für die jüdische Religion, „die reinste Form der Gottesverehrung“, auch wenn das eigene Wesen „nicht ohne Schmerzen“ dem Gottesglauben entwachsen war. Dennoch sah der Verfasser in ihm „ein historisches und ein psychologisches Phänomen von höchster kultureller Fruchtbarkeit“, und so vermögen seine Aufzeichnungen auch dem Gläubigen viel zu geben.

¹ Vgl. FR XIX, 69/72, S. 137 f.

Wir erleben das geistige Heranreifen Alfred Neumeysers mit, 'die bildende Macht des historischen Studiums' und was ihm Lehrer wie Paul Joachimsen oder Karl Rothbücher gegeben, von dem das warnende Wort aus der Zeit der Diktatur Kahr stammt: 'Am deutschen Professor wird die Universität in der Krise zugrunde gehen.' Aber auch die Warnung vor der 'Vergötzung des Staates' durch einen seiner Lehrer und vor dem 'Mauldeutschtum' wird für den jungen Alfred Neumeyer, der es zum 'Wehrkraftler' und später zum Zeitfreiwilligen bringt, ein entscheidendes Bildungserlebnis: schon beim Kapp-Putsch und später wieder bei seiner Haltung gegenüber dem Faschismus und dessen Führer bewährt sich seine echte und tiefe Humanität.

Nach München ist es Berlin, das ihn geprägt hat: 'sofort schlug mich Preußen in seinen Bann'. Schönheit und Schwermut der märkischen Landschaft, Potsdam und Sanssouci, aber auch die Welt der Berliner Universität, der Theater und Museen werden liebevoll gezeichnet; hervorragende Gestalten jener zwanziger Jahre, die man heute gern 'die goldenen' nennt, treten auf: Romano Guardini, Oskar Loerke, Eduard Spranger und vor allem die bedeutendsten Vertreter der Kunstgeschichte, die den Verfasser mehr und mehr in ihren Bann schlägt. Auf zarte Weise wird auch sein geselliger Umgang, seine jeweiligen Vermieter, Arbeitgeber und Beschäftigungen sowie erste Begegnungen mit dem Weiblichen geschildert, die endlich 1926 für den jungen Stipendiaten am Deutschen Kunsthistorischen Institut in Florenz zur beglückenden Verlobung mit einer Berlinerin führten.

Lehrjahre in Hamburg und wiederum in Berlin, eine Tätigkeit beim Reichskunstwart Erwin Redslob und zwei Jahre an der Bibliotheca Hertziana in Rom bringen viele neue Erlebnisse und Begegnungen von Wert. Ludwig und Ernst Robert Curtius treten in Erscheinung, aber auch geistliche und weltliche Hierarchie im damaligen Italien und vor allem seine herrliche Landschaft. Im Münchener Elternhaus wird der erste Sohn geboren: 'wie hätten wir ahnen können, welchen Lauf das Schicksal nehmen würde? Seine drei Söhne, meine Enkel' – schreibt der Verfasser – 'können diese deutsch geschriebenen Zeilen nicht mehr lesen.'

Im Schlußkapitel, bis zur Abreise ins Exil 1935 führend, werden nun die letzten Jahre in Deutschland dargestellt, äußerlich mit der Habilitation in Berlin 1931, musealer Arbeit und erfolgreicher dichterischer Produktivität neue Höhepunkte setzend, innerlich gekennzeichnet durch das sich anbahnende Unheil, einsichtsvolle Stellungnahme – zum Beispiel als Mitglied des Reichsbanners neben Hans Simons, dem Direktor der Hochschule für Politik und Sohn des Reichsgerichtspräsidenten – und verzweifelte, zunächst fast hoffnungslose Bemühungen, sich und die Seinigen jenem Verhängnis zu entziehen. Das Urteil des Verfassers über diese schwere Zeit bleibt gerecht: 'Von keinem Studenten habe ich je ein unwürdiges Wort vernommen, was immer hinter der Szene gespielt haben mag, ganz im Gegenteil, viele ließen mich wissen, daß ihre Sympathie dem bedrängten Lehrer gehörte.' Und ein andermal heißt es: 'Die Geschichte der deutschen Verbrechen ist inzwischen oft, die der Taten der Edlen noch nicht genügend geschrieben worden.' Bitterkeit freilich wird fühlbar, wo Alfred Neumeyer zwischen dem 'gläubigen Nationalsozialisten der jungen Generation' und den 'Autosuggestionen und der Persönlichkeitskapitulation der Älteren' unterscheidet: 'Im

ganzen war der Zusammenbruch der deutschen Universitäten ein trauriges Kapitel, in dem die apolitische, romantische und blind obrigkeitstreue Natur des deutschen Professors zutage trat.' Das Wichtigste aber in diesem Abschnitt ist wohl die allmähliche, unendlich schmerzhaft Ablösung des Autors von dem 'Paradies seiner Jugend' im äußerlichen wie im geistigen Sinne: 'Die Juden werden nicht mehr in nennenswerter Zahl nach Deutschland zurückkehren, und Deutschland wird um ihre guten und schlechten Eigenschaften ärmer sein.' Der Schreiber dieser Zeilen hat beim Vater Alfred Neumeysers im Sommer 1926 die Vorlesung 'Völkerrecht' gehört, der er viel verdankt; seine Nachschrift bewahrt er noch heute. Vom erschütternden Ende dieses bedeutenden Gelehrten, dessen eines Hauptwerk 'Die gemeinrechtliche Entwicklung des internationalen Privat- und Strafrechts bis Bartolus' gerade jetzt wieder neu gedruckt werden soll (J. Schweitzer Verlag, Berlin 30), erfuhr er erst aus Marianne Webers Lebenserinnerungen: Karl Neumeyer und seine Gattin wählten in München während des Krieges in auswegloser Lage den Freitod. Nun ist das Buch des Sohnes nicht nur eine Beglückung, sondern auch Anlaß zur Selbstprüfung und ein Aufruf zu eigenem Tun. Er spricht einmal von der 'Unschuld des Lebendigen im Schuldgewebe der Geschichte', und daß mit jeder Generation erneut das Morgenlicht über den Horizont steige, 'aber nachts liegt der Rauch der Brandruinen über ihnen'. Wie wird unsere, wie wird die kommende Generation dieses Morgenlicht nutzen?

Hans Thieme

ROY OLIVER: Martin Buber. Der Wanderer und sein Weg. (Englischer Titel: The Wanderer and the Way. The hebrew tradition in the writings of Martin Buber. London 1968. Horovitz Publishing Company Ltd. Übersetzung von Dorothea Fischer-Barnicol). Mit einem Vorwort von Hans Fischer-Barnicol. Heidelberg 1968. Verlag Lambert Schneider. 168 Seiten.

PINCHAS ERICH ROSENBLÜTH: Martin Buber. Sein Denken und Wirken. (Herausgegeben von der Niedersächsischen Landeszentrale für Politische Bildung, 1968; Gesamtedaktion: Dr. Hansgeorg Loebel, Hannover. Druck: Sponholtz Druckerei und Verlagsanstalt, Hannover-Westerfeld). 88 Seiten.

Eine bedeutende Gestalt und ein umfangreiches Werk verlangen stets nach helfender Einführung, nach überschaubarer Gliederung, nach Verständlichmachung. Jeder weiß, wie schwer ein Unternehmen dieser Art im Grunde ist. Es ist nicht möglich – meist nicht möglich –, ein vielfältiges Werk in Kurzfassung zu geben. Es ist auch nicht möglich, eine lange Zeit des Lebens gleichsam auf wenige „Punkte“ zu konzentrieren. Gestalt und Werk werden gezwungenermaßen vereinfacht. Genau das Besondere, das Eigentliche, das je wieder verschieden Auszeichnende wird generalisiert, schablonisiert.

Angesichts dieser Gefahr wird man *Oliver* wie *Rosenblüth* dankbar zuerkennen dürfen, daß sie unter den gegebenen Voraussetzungen gute Arbeit geleistet haben. Es ist ihnen gelungen, den zahlreichen Gefahren der Vereinfachung zu entgehen und in der Kürze ein lebendiges Bild von Gestalt und Werk Martin Bubers zu geben. Die beiden kleineren Bücher ergänzen sich sogar recht gut – und was schadet es, wenn manches in verschiedener Form und Kommentierung geboten wird? – Wenn Rosenblüth zuweilen (z. B. S. 26 f.) sehr stark die „Gegnerschaft“